

Prävention

Ich war um die sechs Jahre alt, als das Verfahren, nachdem ich behandelt wurde, legalisiert worden war. Damals verstand ich nicht, worum es geht, geschweige denn, dass ich mich an dieser Entscheidung hätte beteiligen können.

Auch während meiner Behandlung hatte ich keine Möglichkeit mehr darüber zu erfahren. Ich lese die Bezeichnung heute zum ersten Mal: Entwicklungsprävention.

Viel weiss ich nicht mehr von meiner frühen Kindheit. Nur einige Dinge, die sich mir eingebrannt haben. Zum Beispiel die Besuche von Onkel Martin. Inzwischen ist er tot. Das hat mir eine Mutter, glaube ich, bei einer Visite erzählt.

An meine Grossmutter erinnere ich mich nur vage. Offenbar habe ich als Kleinkind viel Zeit bei ihr verbracht, da meine Mutter früh wieder arbeiten ging. Es hingen viele Fotos von ihr in unserer Wohnung, auf denen ich auch zu sehen war. Sie starb bereits, als ich fünf war. An mehr als das kann ich mich erinnern.

Ich habe eigentlich das Gefühl, ein glückliches Kind gewesen zu sein. Ich hatte viele Freunde. Die behielt ich auch, als wir umgezogen sind. Ich habe mit ihnen Computerspiele gespielt über das Internet. So konnte ich den Kontakt halten. Wir waren immer eine eingeschworene Truppe und keiner der anderen Spielergruppen konnte mit uns mithalten. Oft haben wir bis in die Nacht hinein gespielt und waren hundemüde am nächsten Tag in der Schule. Unsere Eltern haben das zum Glück nicht immer mitgekriegt. Ab und zu habe ich meine Freunde sehr vermisst, doch auch am neuen Ort knüpfte ich schnell neue Bekanntschaften.

Ja, ich war ein zufriedenes Kind, mit den alltäglichen Problemen, die ein Kind nun mal hat. Ich erinnere mich daran, dass ich kein Mathegenie war. Es hat mir von Anfang an viel Mühe und Frust bereitet. Ich war wohl eher der sprachliche Typ.

Ich bin ein Einzelkind. Meine Eltern sagten immer, damit sie sich voll und ganz auf mich alleine konzentrieren und dennoch beide arbeiten können, wollten sie nur ein Kind. Ich hatte damit nie Probleme, denke ich. Meine Eltern kannten viele Leute mit Nachwuchs in meinem Alter, mit denen ich mich gut verstand. Bevor ich mit den Computerspielen begonnen hatte, mochte ich immer alle Art von Brettspielen. Und mein Vater hatte noch unzählige davon aus seiner Kindheit. Zum Teil waren da uralte Sachen darunter, die es heute gar nicht mehr gibt. Spiele, ohne jegliche Elektronik drin. Spiele, bei denen man noch von Hand würfeln musste. Ich fand das immer faszinierend und meine neuen Freunde damals auch. Darum hatten wir immer viel Besuch und ich fühlte mich nie einsam.

Dann wurde ich abgeholt. Eine ältere Frau und ein junger Mann sind gekommen und zeigten meinen Eltern irgendwelche Papiere. Ich erinnere mich daran, wie sehr sie geweint haben und der Mann musste mich sogar aus den Armen meiner Mutter zerren. Ich verstand damals nicht, was vorging. Ich verstand es auch später nie so ganz genau. Ich weiss nur, dass ich Angst hatte.

Ich wurde in ein Heim gebracht, zumindest nannte man es so. Ich erhielt denselben grauweissen Overall, welcher jedes der Kinder hier trug und man wies mich einem Zimmer zu. Dieses teilte ich mit zwei anderen Jungen in meinem Alter. Samuel war sehr schüchtern und sprach kein Wort. Zu ihm einen Draht zu finden war schwierig,

im Gegensatz zu Alex. Wir bemerkten schnell, dass wir ähnliche Hobbys und Interessen besitzen. Wie liebten dieselben Spiele und bastelten gemeinsam eine Brettspielversion von unserem liebsten Computergame.

Als eine der Betreuerinnen dies herausfand, wurde Alex in ein anderes Zimmer versetzt und man schien es uns absichtlich schwer zu machen, dass wir uns sahen. Als ich nach den Gründen frage, erhielt ich keine konkrete Antwort und es wurde mir nahegelegt mich nicht damit auseinanderzusetzen.

Nachdem Alex fort war, begann eine lange und einsame Zeit.

Ab und zu kamen Kinder zu uns, welche nicht aus dem Heim stammten und wir verbrachten den Nachmittag mit ihnen. Diese Kinder waren aber immer sehr schweigsam und nur ab und zu erzählte mir eines von ihnen etwas von sich selbst. Dadurch fand ich irgendwann heraus, dass sie Geld kriegten, wenn sie hierher kamen. Es war schwer mit ihnen so etwas wie eine Freundschaft zu etablieren.

Auch im heimeigenen Schulunterricht arbeitete jeder für sich. Die Lehrer waren sehr streng und verlangten viel von uns. Ich war oft Stunden mit Hausaufgaben beschäftigt. Das war auf die eine Art nur halb so schlimm. Es gab so oder so nicht viel, was mich als Freizeitbeschäftigung reizte. Nichts was angeboten wurde interessierte mich sonderlich: Yoga, Ausdauersport, Malen, Basteln. Ich verbrachte die Zeit lieber anders.

Womit ich weitaus mehr Mühe hatte als die Schulaufgaben, war die unmenschlich frühe Tagwacht. Um fünf Uhr morgens wurden wir geweckt und zu Hausarbeiten verknurrt. Was mir dabei auffällig schien, war, dass immer dieselben Jungen um diese Uhrzeit schon wach waren und die anderen, wie Samuel zum Beispiel, noch weiterschlafen durften. Als ich mich in den ersten paar Wochen einmal weigerte aufzustehen, musste ich danach ein langes Gespräch mit einem der Ärzte führen und ich durfte eine Woche lang nicht an den ausserschulischen Tätigkeiten teilnehmen. Wie bereits erwähnt war dies nur bedingt eine Strafe für mich. Nachdem ich dieses Verhalten aber mehrere Male wiederholt habe, wurden die Bestrafungen härter. Ich durfte zum Beispiel eine Woche lang mein Zimmer nicht mehr verlassen, ausser es war nötig.

Danach wurde mir schnell bewusst, dass ich hier mit Verweigerung nicht weit kommen würde. Also stand ich um fünf Uhr auf und gewöhnte mich unglaublich schnell daran. Und nach zwei Jahren gehörte ich zu denjenigen, die länger schlafen konnten.

Mit Ärzten sprechen, das beschlagnahmte einen grossen Teil unserer Freizeit. Stundenlang sass oder lag ich auf einer Couch und musste ihnen Dinge über mich erzählen. Häufige Themen waren meine Familie, Freunde, meine Schule von damals. Ab und zu gaben sie mir Medikamente, von denen mir übel und schwindlig wurde. Nach und nach wurde mir klar, dass ich mich in therapeutischer Behandlung befand, als Junge von vierzehn Jahren.

Das Schlimmste an meiner Situation jedoch war die Tatsache, dass mir der Zugang zu einem Computer verwehrt blieb. Dass ich keine Games mehr zocken konnte, damit kam ich mit der Zeit klar. Aber dass mir ohne Zugang zum Internet, sämtlicher Kontakt zu meinem alten Leben versagt wurde, machte mich zu Beginn wütend und traurig. Monatelang versuchte ich die Betreuer und Ärzte dazu zu bewegen, mir einen Laptop zu besorgen, wie ihn andere Kinder auch hatten. Aber ich biss auf Granit. Irgendwann bemerkte ich, dass ich mich mit jedem Mal, wenn ich danach fragte, weiter von meinem Ziel entfernte. Ich begann also zu schweigen und es dauerte nur drei Jahre, bis ich zu festgelegten Zeiten und unter Aufsicht einen Computer benutzen durfte. Als es so weit war, wusste ich nicht, was damit anzufangen. Ich konnte meine damaligen Freunde nicht erreichen und ich hätte auch nicht gewusst, was ich ihnen hätte sagen sollen. Also liess ich es bleiben.

Ich glaube, die Ärzte waren zufrieden mit meiner Veränderung.

Ab und zu durften wir uns Filme ansehen, welche von moralischen Grundsätzen nur so triefen. Sie waren weder spannend noch unterhaltsam, aber mit der Zeit gewöhnt man sich an alles.

Ich kann mich nicht daran erinnern, je die Pubertät durchlebt zu haben. Körperlich natürlich, aber nicht psychisch. Vielleicht war ich einfach schon viel zu gleichgültig eingestellt als es soweit war. Als ich in dieses gewisse Alter kam, klärte man mich mit interaktiven Videos über die Sexualität auf. Mädchen in meinem Alter sah ich jedoch nie. Unsere Trakte waren rigoros getrennt und die einzigen weiblichen Wesen, die ich je sah, waren die Heimmitarbeiterinnen und meine Mutter.

Meinen Eltern waren gelegentliche Besuche erlaubt. Sie waren immer am Boden zerstört, wenn sie vorbeikamen und ich sah ihnen an, dass das schlechte Gewissen sie plagte. Ihr Anblick munterte mich meistens nicht gerade auf, sondern deprimierte mich.

Irgendwann erklärten sie mir, dass sie nie daran gedacht hatten, sich zu trennen. Sie waren wegen sexueller Probleme in der Paartherapie gewesen. Ich verstand damals nicht, weshalb sie mir dies erzählten. Ich hatte nie den Verdacht geschöpft, dass etwas in der Ehe meiner Eltern falsch lief. Da ich mich dafür schämte über die Sexprobleme meiner Eltern zu sprechen, fragte ich nicht weiter nach.

Ich wuchs heran, einsam und ohne Verständnis für meine Situation.

Die Erziehung war strikt und ich lernte, dass der Weg des geringsten Widerstands auch der Weg war, der mich wohl am schnellsten hier rausbringen würde. Dennoch dauerte es fünf Jahre.

Wir wurden 24 Stunden am Tag überwacht und alle unsere Tätigkeiten wurden aufgezeichnet und ausgewertet. Meine Privatsphäre war inexistent.

Heute weiss ich, dass ich nie eine Privatsphäre hatte. Dass niemand von uns je eine hatte.

In Wahrheit ist das hier eine geschlossene Anstalt für kriminelle Jugendliche, wie ich heute erfuhr. Ab meinem vierzehnten Lebensjahr verbrachte ich meine Tage in der „Abteilung für präventive Massnahmen gegen zukünftiges Fehlverhalten“. Dort wurde ich behandelt wie ein verhaltensgestörtes Kind und musste unzählige Therapien und medizinische Behandlungen über mich ergehen lassen.

Heute ist mir einiges klarer. Ich bin 19 Jahre alt und sollte nächste Woche endlich entlassen werden. Auf meinen Wunsch hin wurde es mir erlaubt, meine Akte einzusehen. Man hatte mir immerhin bis heute keine wirklichen Antworten auf meine Fragen gegeben.

Die Blätter meiner Patientendokumentation liegen nun in meinen zitternden Fingern. Die Akte mit dem Vermerk „eventuelles Scheidungskind“, auf welchem die Daten der Paartherapiebesuche meiner Eltern gelistet sind, liegt noch auf der Kante des chaotischen Schreibtisches des Abteilungsleiters.

Tränen fliessen über mein Gesicht und tropfen auf die restlichen Dokumente, die ich bereits zum dritten Mal lese und die ich eines nach den anderen zu Boden gleiten lasse. Während ich die Fakten und Notizen lese, schwirren in meinem Kopf die Erinnerungsfetzen an gewisse Geschehnisse herum und Bilder erscheinen vor meinem inneren Auge. Erinnerungen an Situationen, die lange Zeit zurückliegen und von denen ich nie jemandem erzählt hatte.

Ich erinnere mich:

„Hey Stinkstiefel. Bist spät dran.“

Ich grinste automatisch, als ich die Nachricht auf dem Bildschirm sah und vermisste die Jungs sofort wieder. Seit ich umgezogen war, hatten wir nur noch unsere gemeinsamen Sessions beim online-gaming. Ich hämmerte meine Antwort in die Tasten:

„Ich weiss, sorry. Wo sind Blindgänger und Schwabbelbauch?“

Es war lange her, seit wir uns die gegenseitigen Codenamen verpasst hatten. Es waren keine Beleidigungen, auch wenn sie sich so anhörten. Hinter jeden stand eine Geschichte, die uns zusammenschweisste. Sie gehörten zu unserer Einheit.

„Blindi kann heute nicht. Hat n‘ Date“

Auch wenn ich meinen alten Freund nur über das Headset hörte und nicht sah, konnte ich mir sein dreckiges Lächeln genau vorstellen. Blindgänger fehlte oft bei unseren allwöchentlichen Gamesessions, weil ihn seine Mutter zu den unmöglichsten Zeiten zur Hausarbeit verknurrte.

„Und Schwabbel?“

„Kommt später. Aufwärmen?“

Ich checkte meinen Status und nickte zufrieden.

„Aber klar doch!“

Immer noch ungläubig überfliege ich die Kopie der Abschrift dieses Gesprächs und die dazugehörige Notiz der Ärzte: „Der Patient wurde in seinem Freundschaftsumfeld mit Spottnamen und Beleidigungen bedacht. Es ist wahrscheinlich, dass er auch in anderer Umgebung zum Mobbingopfer wurde und werden wird.“

Weitere Erinnerungen kommen in mir hoch.

Meine Grossmutter kniff mir in die Wange. Ich glaube, ich war drei oder vier Jahre alt. Es ist das einzige Bild, das ich von ihr im Kopf habe.

Ich muss mich anstrengen, mich überhaupt an die alte Frau erinnern zu können. In meinem Dossier steht der Vermerk: „Der Tod der nahestehenden Grossmutter in noch jungen Jahren, der Patient war zu dem Zeitpunkt sechs Jahre alt, hinterliess mit grosser Wahrscheinlichkeit ein leichtes, psychisches Trauma.“

MEIN STATUS: stand auf dem Monitor geschrieben.

Ich rieb meine geröteten Augen und starrte dann eine Weile auf den blickenden Cursor in meinem Statusfeld. Neben mir auf dem Pult lag das zerknüllte, verhasste Papier, mit welchem ich gerade nach Hause gekommen war.

Ich wollte mir einfach alles vom Leib schreiben, doch ich wusste nicht, wie ich es formulieren sollte. So viele Stunden hatte ich investiert. So viel Zeit, in der ich andere, sinnvollere Dinge hätte tun können. Aber nein, ich hatte all die verdammten Aufgaben gelöst in meiner Freizeit und hatte sogar Nachhilfe von meiner Mutter akzeptiert. Ich hatte auch echt ein gutes Gefühl bei der Sache gehabt. Und nun hatte ich das Resultat gekriegt. Ungenügend ... Alles umsonst.

MEIN STATUS: steht immer noch auf dem Bildschirm.

Ich schreibe:

„Schule ist Scheisse! Ich mach echt nie wieder auch nur einen Finger krumm für den Mist. Bringt doch eh nichts! Ich mach sonst irgendwie das grosse Geld. Strassenkünstler oder so was. Alles ist besser investierte Zeit als dieser Müll!“

Unzählige solcher Frustrnachrichten prangen auf dem Dokument in meinen Händen. Nachrichten eines Teenies, der nicht allzu gern zur Schule ging. Verhaltensauffällig. Die Interpretation der Ärzte lautet: „Anhand der Analyse seiner Nutzung von Social Networks kann eine Schlafstörung des Patienten nachvollzogen werden. Ausserdem zeigt er eine auffällige Unlust zur Schularbeit. Dies sind deutliche Anzeichen für eine unakzeptable Arbeitsmoral in späteren Jahren.“

„Hallo Martin.“

Ich hörte, dass meine Mutter anders klang als sonst. Durchaus freundlich, aber nicht so herzlich, wie wenn sie mit mir oder anderen sprach.

„Hallo Schwesterherz.“

Als mein Onkel meine Mutter auf die Wange küssen wollte, wich sie zurück. Dann entdeckte er mich.

„Da ist ja mein Lieblingsneffe! Komm her.“

Ich näherte mich langsam und schüchtern. Onkel Martin brachte immer Schokolade mit, wenn er auf Besuch kam. Aber das war auch das Einzige, was ich an ihm mochte. Ich war nicht gern in seiner Nähe. Er sprach undeutlich und stank grausam. Meine Eltern wollten auch nicht, dass ich mit ihm spielte.

Was Martins Gestank für einen Ursprung hatte, wurde mir erst klar, als ich das nächste Blatt meiner Akte vor einer Stunde überflogen habe. Kein Wunder starb er schon vor ein paar Jahren. Da steht: „Eine Häufung von Alkoholkrankheit wurde im familiären Umfeld des Patienten festgestellt. Eine langfristige Beeinflussung seiner Psyche ist nicht auszuschliessen.“

„Was für einen Gesamtrang habt ihr?????“

Ich stand vor meinem Computer, während ich mit meiner Schulfreundin chattete. Ich war zu aufgeregt, als dass ich mich ruhig auf meinem Stuhl hätte halten können.

„497! 4 9 7 ! VIERHUNDERTSIEBENUNDNEUNZIG“, tippte ich als Antwort. „TOP 500!“, fügte ich hinzu.

„Wooow. Ihr seid doch echt die Freaks. Das is weltweit, oder?“

„Und ob! Wir sind die Geilsten und machen ALLES fertig, was sich uns in den Weg stellt“

„Mensch, mein Team lümmelt was in den 1000er rum. Will auch!“

„GUNPOWER III ist einfach das geilste Game, das aufm Mark ist. Seit ... verdammt seit EVER! Ich könnt den ganzen Tag nix anderes tun.“

„Meine Meinung!“

Tränen schiessen mir abermals in die Augen. Ich erinnere mich ganz genau an dieses Gespräch. Es war der schönste Tag meines Lebens, als die neue Rangliste erschien. Vermutlich wird er das auch bleiben. Meine Ärzte sehen dies folgendermassen: „Der Patient neigt zur exzessiven Benutzung gewalttätiger Computerspiele. Suchtzeichen und Rivalitätsdenken sind ausgeprägt vorhanden.“

„Junge, du musst dich schon etwas mehr anstrengen bei der Sache.“

Ich keuchte und mein Kopf sah wohl aus wie eine riesige Tomate. Ich wollte etwas erwidern, aber mein Trainer spielte mir sofort einen neuen Ball zu.

„Na los. Noch eine Runde, Kleiner.“

„Jonas“, brachte ich hervor. „Ich kann nicht mehr. Pause, bitte.“

Jonas grinste und klopfte mir dann freundschaftlich auf die Schultern.

„Fussball ist nicht nur einen Ball zu treffen, klar? Du musst auch laufen können. Keine Schnelligkeit, keine Tore. Also noch eine Runde durch den Parcours und dann gibt's Pause.“

Eigentlich mochte ich kein Fussball. Ich fand den Sport dämlich und besuchte ihn nur, weil meine Mutter mich hinschickte. Doch Jonas hatte es geschafft, meinen Ehrgeiz zu wecken. Ich mochte den Sport noch immer nicht. Aber ich mochte die Herausforderung, die er mir bot.

Meine Hände verkrampfen sich, als ich die nachstehenden Worte lese, welche diese Erinnerung in mir weckten:

„Der Patient befindet sich in der Zone of Suspects unter Bezug der „Two degrees of Separation“-Methode. Dies aufgrund seiner Verbindung zu Jonas LeBlanc, dessen Bruder Simon LeBlanc ein überführter Kreditkartenbetrüger und Mitglied einer der Justiz bekannten Verbrecherorganisation ist.“

Ich habe es mir erklären lassen, gerade vorhin vom Abteilungsleiter. Zone of Suspects. Two degrees of Separation. Dieser Ansatz macht jeden verdächtig, der über maximal zwei Ecken mit einem Kriminellen zu schaffen hatte.

Die Mafia – mein Sportlehrer – ich

Verdächtig.

Das sind die Gründe, weshalb ich abgeholt wurde. Darum wurde ich eingeliefert. Darum setzte man mich unter Drogen und versuchte meine Psyche umzuprogrammieren. Mit meinen vierzehn Lebensjahren wies ich so viele Anzeichen auf, dass ich mich zu einem verhaltensgestörten jungen Erwachsenen heranentwickeln würde, dass man mich frühzeitig behandelte.

Entwicklungsprävention.

All die Gespräche mit den Ärzten waren zu meinem Besten gewesen. All die Restriktionen beim Umgang mit anderen Menschen oder mit dem Internet waren da, um mich vor mir selbst zu schützen. Das morgendliche Frühaufstehen half mir, meine Schlafstörungen in den Griff zu kriegen.

Alles war dazu da, mein diagnostiziertes, abnormes Verhalten in die richtigen Bahnen zu lenken.

Offenbar hatten sie Recht mit ihrer Diagnose.

Und offenbar haben sie versagt.

Meine rechte Hand zittert, als ich den blutigen Brieföffner wieder an seinen Platz lege und überlege, was ich tun soll. Meine Augen überfliegen noch einmal die losen, besudelten Blätter am Boden und aus irgendeinem Grund entscheide ich mich dafür, wegzulaufen.

Was auch immer geschieht, ich will ein einziges Mal in meinem Leben unauffindbar sein. Nochmals ein einziges Mal die Welt da draussen sehen. Bevor sie mich finden und in die nächste Anstalt bringen.

Ich trete zu der Tür und mir ist, als spüre ich den starren und enttäuschten Blick des Abteilungsleiters in meinem Rücken, während sein Körper langsam in seinem Sessel erkaltet. Dann mache ich den wohl ersten und letzten Schritt in die Freiheit.